

Selbstkritisch und selbstbewusst!

Ostdeutsche Betrachtungen zu 30 Jahre Einheit



Dr.h.c. Wolfgang Thierse war von 1998 bis 2005 Präsident des Deutschen Bundestages und von 2005 bis 2013 dessen Vizepräsident
Foto: Pressebild

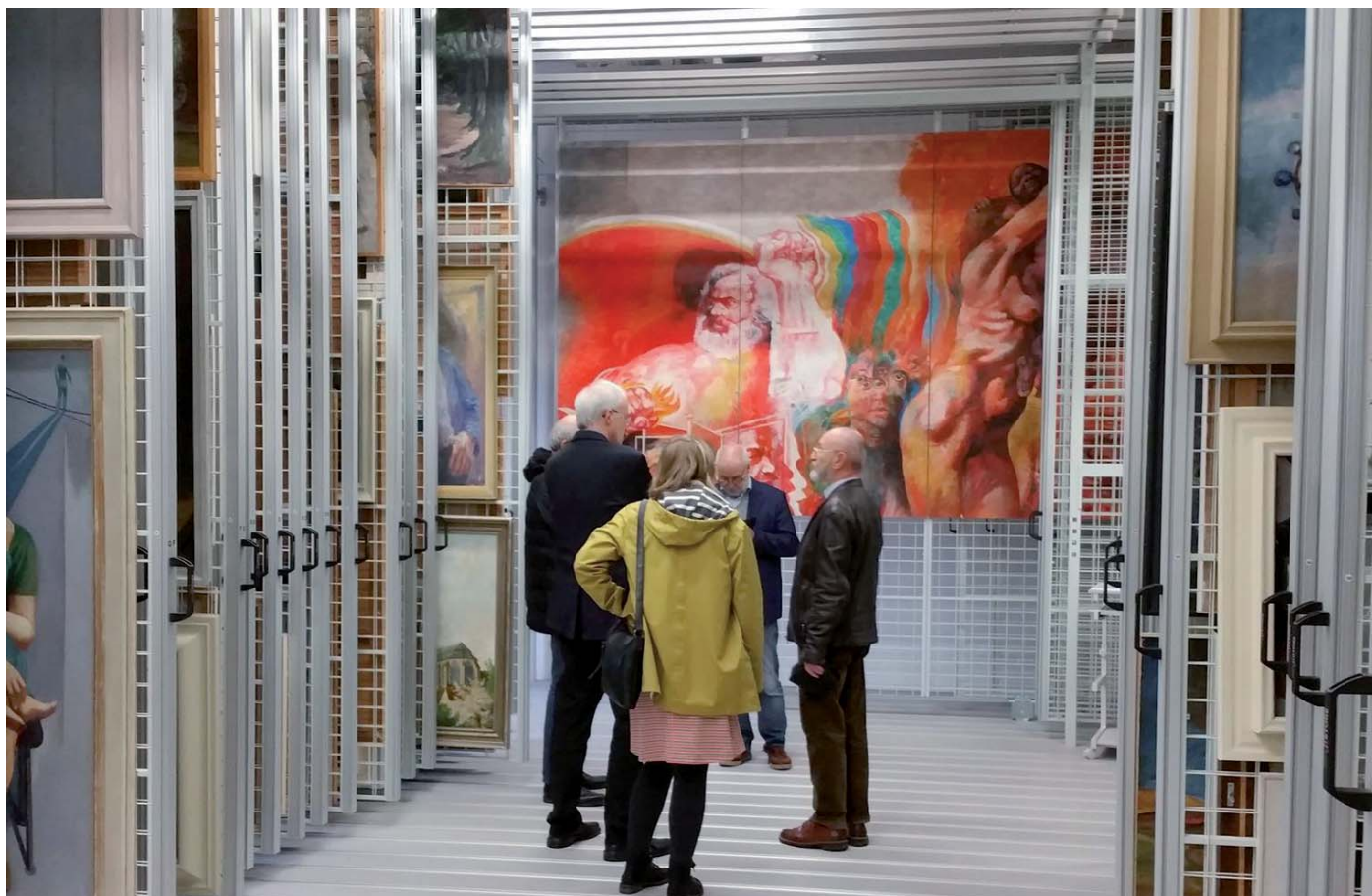
Der 30. Jahrestag ist Anstoß, wieder einmal zu bilanzieren und Anlass zu heftiger Debatte mit den üblichen Vorwürfen und Schuldzuweisungen. Dabei konnte man schon vor 30 Jahren wissen oder wenigstens ahnen, dass die deutsche Vereinigung dauern wird und nicht nur ein politisch-rechtlicher und ökonomisch-sozialer Prozess sein wird, sondern ihr Gelingen entscheidend auch eine Geschichte menschlicher Begegnung und Verständigung, also ein kultureller Prozess sein muss. Und dass dieser Teil der wahrscheinlich langwierigere sein wird. Mit der Vereinigung sind wir auch nach drei Jahrzehnten immer noch nicht am Ende, auch und gerade mit ihrer kulturellen Seite nicht. So wenig ökonomisch und sozial noch nicht alle Aufgaben – zur Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse – erledigt sind, so wenig haben die Verständigungsschwierigkeiten zwischen Ost und West in den vergangenen Jahrzehnten abgenommen. Aber haben sie auch zugenommen?

Immer wieder jedenfalls flackert die innerdeutsche Debatte auf, werden Ost-West-Ungereimtheiten, Vorwürfe, Fremdheiten zum Gegenstand öffentlicher Aufregung. Regelmäßig – zumal nach Landtagswahlen wie im Herbst 2019 und den Erfolgen der AfD – wird die vorwurfsvoll-beunruhigte Frage laut: »Was ist nur mit dem Osten los?« Zuletzt erregte wieder die Klage Aufmerksamkeit, dass Ostdeutschland von einer westdeutschen Elite

beherrscht würde und Ostdeutsche in den vergangenen 30 Jahren kaum Führungschancen gehabt hätten (als würde es die Osis Gauck, Merkel, Thierse nicht geben). Von »kulturellem Kolonialismus« wurde gesprochen. Vom Osten als abgehängter Region war die Rede, von Demütigungen und Missachtung.

All das bestätigt meinen Ärger über die Unfähigkeit und den Unwillen vieler Ostdeutscher zu positiver Selbstwahrnehmung. Dabei haben wir Ostdeutsche doch Anlass, mit Selbstbewusstsein auf die friedliche Revolution und die Bewältigung einer dramatischen und schmerzlichen Transformation zu blicken. Das ist eine große soziale, kulturelle und menschliche Leistung! Wir haben einen Erfahrungsschatz gewonnen, der für die zukünftigen, vermutlich nicht weniger dramatischen Veränderungsprozesse von Vorteil sein könnte, sein sollte. Daraus wünsche ich mir mehr Ermutigung und Ermunterung für uns Ostdeutsche. Einen selbstbewusst freundlichen Rückblick halte ich jedenfalls für produktiver, als das ständig neu angestimmte Klagegedicht über Benachteiligung, Kolonisierung und Unterdrückung der Ostdeutschen!

Die unüberhörbare Missmutsgemeinschaft Ost aber, der von der AfD betriebene Verbitterungspopulismus, die fatalen DDR-Gleichsetzungen (DDR 2.0., Stasi-Methoden, staatshörige Medien...) – all das zeigt, wie viel unbearbeitete DDR-Vergangen-



Werkhaus-Besuch im Kunstarchiv Beeskow, Foto: Georg Dammer

heiten und schmerzliche Transformationserfahrungen nach wie vor virulent sind und wie sehr Ossiland emotional und kulturell zerstritten und gespalten ist.

Offensichtlich ist die DDR-Vergangenheit noch längst nicht ausgestanden, obwohl sie doch seit 30 Jahren Gegenstand intensiver wissenschaftlicher Forschung und breit gestreuter kultureller Auseinandersetzung ist. Wir sind mit ihr noch nicht am Ende, trotz der zahllosen Dokumentationen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen, trotz der zahllosen Kino- und Fernsehfilme, Romane und Erzählungen, Begegnungen und Gespräche.

Eine selbstkritisch - selbstbewusste Debatte bleibt notwendig, allerdings eine vielstimmige Diskussion, eben nicht nur unter denen, die ihre Ressentiments artikulieren und bestätigen wollen, und auch nicht nur mit Ostdeutschen. Die unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Erfahrungen vor und nach 89 sollten zu Wort kommen und ebenso verschiedene Perspektiven: Nicht so sehr der Opferdiskurs, nicht vor allem identitätspolitische Selbstbehauptung, sondern der Streit um die Bewertung von Erinnertem, von Erfolgen und Fehlern sollte im Zentrum der Debatte stehen. Das ist eine enorme, eben vor allem kulturelle Aufgabe. Gerade für Ostdeutschland, wo die massenhafte, persönliche und familiäre Auseinandersetzung mit

der eigenen Geschichte bisher eher ausgeblieben ist, eine Mehrheit zwischen trotziger Verteidigung der eigenen Biografie, dem Nachtrauern über verpasste Chancen und sehr sehr viel Sprachlosigkeit schwankt.

Zu reden, endlich und aufrichtig und kontrovers, wäre über eine weiterwirkende tiefe autoritäre Prägung aus dem »vormundschaftlichen Staat DDR« (Rolf Henrich), in dem die Entfaltung selbstbewusster Bürgerschaftlichkeit kaum möglich war: Umso erstaunlicher, uns auch selbst überraschend, war der demokratische Ausbruch 1989 und ist der enttäuschende Rückfall danach. Zu reden wäre über die unbewältigte Nazi-Erbschaft: Ausländerfeindlichkeit und Antisemitismus waren Realitäten in der DDR, die einfach unter den Teppich gekehrt wurden. Zu reden wäre über die zähen ostdeutschen Minderwertigkeitskomplexe: Wir Ostdeutsche haben ja immer mit dem Blick nach Westen gelebt und uns deshalb als den schwächeren, weniger erfolgreichen Teil Deutschlands empfunden. Der westdeutsche Maßstab wirkt bis heute nach bei allen Debatten über den Stand der deutschen Einheit. Zu reden wäre auch über eine sowohl modische, wie doch auch erklärliche Kritik am deutschen Einigungsprozess und den Wunsch nach einer ganz anderen Einheit: Da hilft nur ein schmerzlich-nüchterner Rückblick auf die Alternativen damals, auf die Ungeduld der DDR-Bürger 1990, auf die patriarchale Prägung des Einigungs-

prozesses durch Helmut Kohl, auf das Übermaß an Versprechungen und an Glaubenwollen und die ihnen folgenden Enttäuschungen, auf den unvermeidlichen Elitenwechsel und die damit verbundenen Schmerzen und Demütigungen.

Zu verhandeln ist allerdings nicht nur eine ostdeutsche Problematik. Die radikalen Veränderungsprozesse, die von vielen Menschen als bedrohlich empfundenen Beschleunigungen und Entgrenzungen durch die Globalisierung, die Migrationsschübe, die Veränderung der Arbeitswelt durch die digitale Transformation, die ökologische Bedrohung, die zu Änderungen unserer Lebensweise zwingt, die weitere ethnische, kulturelle-religiös-weltanschauliche Pluralisierung unserer Gesellschaft, die Ängstigungen durch eine »Welt in Unordnung«, das alles verstärkt auf offensichtlich dramatische Weise das individuelle und kollektive Bedürfnis nach neuen (und auch alten) Vergewisserungen und Sicherheiten, nach Identität und Beheimatung.

Darauf muss die Demokratie, müssen die Demokraten Antworten finden. Vor allem auch, weil die Gefühle der Unsicherheit, der Gefährdung des Vertrauten und Gewohnten, der Infragestellung dessen

was Halt gibt und Zusammenhalt sichert, höchst ungleich verteilt sind. So gibt es – drei Jahrzehnte nach friedlicher Revolution und deutscher Einheit – eine West-Ost-Ungleichheit der Sicherheiten und Gewissheiten: Nach den ostdeutschen Erfahrungen eines Systemwechsels, eines radikalen Umbruchs sowohl ökonomisch-sozialer wie moralisch-kultureller Art, nach dem vielfachen Erlebnis der Entwertung und des Entschwindens der eigenen Lebenserfahrungen und Lebensleistungen.

Die Nachahmungsphase, die Phase der Adaption an den Westen sollte und könnte für Ostdeutschland endgültig zu Ende sein. Wir sind im gemeinsamen Land mit den gemeinsamen Problemen der Bewältigung der Globalisierung, der digitalen Transformation, der ökologischen Herausforderung, der kulturellen Pluralisierung. Sich darüber zu verständigen, was Beiträge zu deren Lösung aus der ostdeutschen Vergangenheits- und Umbruchserfahrung sein könnten, darüber nach vorn zu debattieren, das wäre endlich an der Zeit. Das könnte und sollte produktiv sein und Missmut und Verbitterung überwinden helfen. Und darin besteht die eigentliche kulturelle Herausforderung für Ostdeutschland, für die Ostdeutschen! ■

Ines Geipel im Gespräch mit der KuMi-Redaktion

KuMi: Welche Relevanz hat die Wiedervereinigung heute für Sie?

Als Ostdeutsche kam ich aus einer Diktatur. Die Revolution von 1989 samt Wiedervereinigung sind das zentrale Ereignis in meinem Leben, der Dreh- und Angelpunkt. Je länger diese Zeit zurückliegt, umso bewusster und emotionaler wird dieser historische Moment für mich. Ich bin froh, glücklich und dankbar. Immer wieder und vor allem nur das.

KuMi: Welche Herausforderungen wurden vor 30 Jahren nicht angegangen? Was wurde übersehen und steht bis heute auf der Tagesordnung?

Für diesen historischen Augenblick hatte niemand einen Fahrplan in der Schublade. Mit der Einheit trafen zwei völlig konträre politische Systeme aufeinander. Von Anfang an gab es eine enorme Ungleichzeitigkeit zwischen Ost und West. Der Osten war

ein Trauma, der Westen wollte nach Europa. Der Osten wollte die Westmark, der Westen den Euro. Dazu gab es enorm viele blinde politische und kulturelle Flecken in Ost wie West. Auf der Tagesordnung steht in meinen Augen wie nie zuvor die Frage nach der inneren Einheit. Was bedeuten die emotionalen Regimes des Ostens wie des Westens, welche Codizes und Werte trennen diese beiden Gesellschaften noch immer? Wieviel Einheit ist nötig, um etwas Verbindendes zu stiften, um zu verhindern, dass die enormen gesellschaftlichen Fliehkräfte nicht die Oberhand gewinnen? Worauf verständigen wir uns als geeintes Land?

KuMi: Was würden Sie sich für die Zukunft wünschen?

Ich hielte eine politische Analyse für erfrischend, die nicht die immer gleichen Mythen bediente. Ein Gespräch über den gestörten Generationendiskurs. Ein Gespräch über konservierte politische Longseller in Ost und West. Ein Gespräch über die fehlende Konfrontation. Warum erzählen die Westler dauernd von Willy Brandt und die Ost-

ler von Kati Witt und Sigmund Jähn? Fällt uns wirklich nicht mehr ein? Und warum sind die Revolution von 1989 und die Einheit nicht die wirklichen Referenzgrößen für unser Land? Überall in der Welt werden wir um unser historisches Glück beneidet.

Die Fragen stellte Svenja Reiner

Ines Geipel, 1960 in Dresden geboren, war eine erfolgreiche Spitzensprinterin und stellte 1984 den noch bestehenden Vereins-Weltrekord über 4x100 Meter auf. 1985 wurde sie aus politischen Gründen aus dem DDR-Sport verbannt. Heute ist sie Schriftstellerin, Publizistin und Professorin an der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch« Berlin. Sie wurde mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet, 2020 erhielt sie den Lessing-Preis für Kritik.



Foto: Amac Garbe